



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pniower, Otto: Goethes Religion : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Goethes Religion

Von Prof. Dr. Otto Pniower = Berlin

(Schluß.)



aß Goethe in Deutschland für einen Heiden, mindestens für irreligiös galt, wird durch eine Episode bestätigt, die erwähnt zu werden verdient, weil sie ein unmittelbares Zeugnis von Goethes religiöser Denkungsart bietet und von neuem seine milde Toleranz erkennen läßt. Ich meine die vorübergehend wieder aufgenommene Korrespondenz mit der Gräfin Auguste Stolberg. Man weiß, daß er diese Schwester seiner Freunde niemals gesehen hat, ihr aber in der Zeit, da er mit Lili Schönemann verlobt und sein Herz von den widerstreitendsten Empfindungen gequält und zerrissen war, die vertrauesten Briefe schrieb, Briefe, die mitten aus dem Erlebnis geschöpft, den Zustand seines Gemütes mit wunderbarer Schärfe widerspiegeln. Diese Briefe sind, wenn auch in Prosa geschrieben, im Grunde Gedichte. Ohne daß eine künstlerische Absicht bezweckt ist, wirken sie in der Unmittelbarkeit und Stärke der wechselvollen Empfindungen, in dem reichen Detail, mit dem der Seelenzustand unbewußt geschildert ist, durchaus poetisch. Nach der Übersiedlung Goethes nach Weimar erlahmte sein Eifer, der Freundin zu beichten, nach und nach, und im Jahre 1782 hörte er überhaupt auf, an sie zu schreiben. Da, nach vierzig Jahren, nahm die pietistisch gewordene Gräfin den abgerissenen Faden auf und schrieb an den Dichter, in der naiven Absicht, ihn zu bekehren d. h. ihm Frömmigkeit im engen kirchlichen Sinne ans Herz zu legen. „Lieber, lieber Goethe,“ schreibt sie, „suchen Sie den, der sich so gerne finden läßt. Glauben Sie auch an den, an den wir unser Leben lang glaubten. . . O ich bitte, ich flehe Sie, lieber Goethe, abzulassen von allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und Nichtgutes hat; Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut. Wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht anderen Schaden zufügen! O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist“ usw.

Die gute Dame ahnte nicht, wie taktlos sie verfuhr, indem sie mit einigen Federstrichen das gewaltige, vom Streben nach dem Höchsten erfüllte Lebenswerk Goethes verdamnte.

Goethe antwortete vornehm, rücksichtsvoll, mit olympischer Gelassenheit und Bescheidenheit, keineswegs im Tone des Bekränkten, sondern eher in dem eines Mitstrehenden. Und mit einer fast galanten Zartheit deutete er auf den Abgrund, der zwischen ihren Weltanschauungen gähnte. Auch er sprach vom Ewigen, aber er nennt das Ewige, nicht den Ewigen. „Lange leben“, antwortete er, „heißt gar vieles überleben: geliebte, gehasste, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch

nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen. Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir gar nicht an der vergänglichen Zeit. Redlich habe ich es mein Leben lang mit mir und anderen gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt. Sie und die Ihrigen haben es auch getan. Wirken wir also immerfort, solange es Tag für uns ist. Für andere wird auch eine Sonne scheinen. Sie werden sich an ihr hervortun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert.“

Wie sehr die Gräfin im Irrtum war, wissen wir. Ihr blieb verborgen, daß Goethe eine durchaus religiöse Natur war und blieb, wenn er sich auch von den hergebrachten Formen des Bekenntnisses losgesagt hatte. Wie aber seine Größe zum nicht geringen Teil darauf beruht, daß alle seine Eigenschaften produktiv wurden, so regte sich auch einmal der Trieb, seine Auffassung des Glaubens in die Tat umzusetzen d. h. er wollte sich als Religionsstifter versuchen. Natürlich geschah das nicht praktisch, sondern künstlerisch auf dem Gebiete der Poesie. Dies ist der eigentliche Ursprung des Fragmentes der „Geheimnisse“.

Goethe begann das Gedicht im Sommer 1785, als er schon entschiedener Nichtchrist war, angeregt von Lessings „Nathan“ und unter dem Einflusse des Hanges seiner Zeit zu Verbrüderungen und geheimen Gesellschaften. Er hatte die Absicht, eine Genossenschaft von zwölf Rittermönchen darzustellen, von denen jeder eine eigene Art des Glaubens verkörpern sollte. Sie sind gruppiert um einen Mann, in dem sie eine Art Häuptling erblicken und der den Namen Humanus führt. Soweit wir aus den vierundvierzig form schönen Stanzas, bis zu denen das Gedicht gediehen ist, urteilen können, sollte sich aus der Darstellung der zwölf Religionen, unter denen das Christentum nicht gefehlt hätte, das Ideal des religiösen Wesens ergeben. Wie das beschaffen sein sollte, erklärt wenigstens ungefähr das Symbol, das die gemeinsame Wohnstätte der Rittermönche schmückt: das mit Rosen umwundene Kreuz. Es deutet zunächst auf Gottergebenheit und Selbstüberwindung, wie sie schon das Christentum zur Geltung gebracht hatte. Insofern es dabei aber den Sinn für die Schönheit und Fülle des Lebens vernichtet hatte, erschien es dem Dichter unzulänglich. Die für das Glück der Menschen unentbehrliche Freude an der Welt sollte nicht nur zurückgewonnen, sondern geradezu ein Element der religiösen Gesinnung werden. Das bedeuten die Rosen.

Dieses unvollendet gebliebene Epos kann selbst als eine Art Symbol betrachtet werden, indem es wie ein Wahrzeichen in der Mitte der religiösen Entwicklung Goethes steht, das nach dem Beginn und dem Ende blicken läßt. Während der Dichter von der italienischen Reise bis zum Erscheinen des Buches über Winkelmann, also von 1786 bis 1805, wie wir sahen, den Lebensgenuß betonte und das Christentum wegen seiner Verneinung dieses Elementes des

Daseins leidenschaftlich bekämpfte und zurückwies, wollte er in diesem Gedicht die Entfagung als für das höhere Leben wesentlich dartin. Es sollte eine Synthese von Nazarenertum und Hellenentum sein. Später, nach 1805, näherte er sich, nachdem er die Periode der völligen Abneigung gegen den christlichen Glauben überwunden hatte, wieder der Auffassung, die die Konzeption der „Geheimnisse“ bewirkt hatte.

Das ist ein Beispiel für das Gesetz der Metamorphose, von dem ich sprach.

Die religiöse Anlage der Goetheschen Individualität zeigt sich auch sonst noch. Dabei handelt es sich aber, wie ich nochmals betone, nicht um eine Neigung zu den überlieferten Formen einer bestimmten Konfession. Sondern Goethe war religiös in dem innerlichen Sinn des Wortes. Ihm war Erhebung der Seele, eine innere Hingabe an ein Höheres Bedürfnis. Wie das zu verstehen ist, erklärt sich am besten daraus, daß er diesem eingeborenen Trieb poetischen Ausdruck gibt in dem leidenschaftlichsten Liebesgedicht, das wir von ihm besitzen: in der sogenannten Marienbader Elegie. Er verfaßte sie in seinem vierundsiebzigsten Lebensjahr, als er von einer heftigen Neigung zu der neunzehnjährigen Ulrike v. Lewezow ergriffen wurde. Hier lautet eine Strophe:

In unsers Busens Keine wagt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinem, Unbekanntem
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten.
Wir heißen's: fromm sein. — Solcher seligen Höhe
Fühl ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Was war nun für Goethe das Unbekannte, der ewig Ungenannte? Fausts Glaubensbekenntnis zeigte schon, daß für den Dichter Gott und Natur eins waren, daß es für ihn nur eine immanente, keine transzendente Gottheit gab. Diesen Monismus erweiterte und vertiefte er im Laufe des Lebens. Der junge Goethe hatte als Poet und Menschenbildner nur im Menschengestalt ein Objekt für sein Forschen gefunden. Je reifer er wurde, um so mehr versenkte er sich in das Walten der Natur, das er mit dem eindringendsten Studium auch wissenschaftlich zu erkennen strebte. Er wurde, was gar nicht genug gewürdigt wird, einer der vielseitigsten Forscher, den die Geschichte der Wissenschaften aufzuweisen hat. Er wurde nicht bloß ein recht gelehrter Archäologe, Kunst- und Literaturhistoriker, sondern auch Physiker, Geologe, Zoologe, Osteologe, Meteorologe und Botaniker. An einer Stelle seiner Schriften, an der man es vielleicht am wenigsten vermutet, in der Beschreibung der „Kampagne in Frankreich“, spricht Goethe von der ernstlichen Leidenschaft, mit der er seinen Naturbetrachtungen nachhing. Sie entsprang, wie er sagt, aus seinem Innersten. Seine Auffassung nennt er hier *Hylozoismus*. Gemeint ist die Ansicht, wonach der Materie eine ursprüngliche Lebenskraft innewohnt, deren Wirkungen sich in den Erscheinungen der Welt offenbaren. Diese Auffassung machte ihn, wie er hinzufügt, unempfindlich, ja unleidlich gegen jene Denkweise, die eine tote, auf welche Art es auch sei

auf- und angeregte Materie als Glaubensbekenntnis aufstellte. Die „Kampagne in Frankreich“ erschien 1822. Wer Goethes Altersstil kennt, seine vorsichtige, zart verhüllende Ausdrucksweise, deren eigentliches Element die Litotes ist d. h. jene rhetorische Figur, bei der weniger gesagt als gemeint ist, der vernimmt aus diesen Worten die unbedingte Emanzipation von jedem positiven Glauben. Poetisch hatte Goethe diese Ansicht schon zehn Jahre früher in den bekannten Versen (die erwiesenermaßen Giordano Brunosche Gedanken wiedergeben) ausgedrückt:

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen;
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Zugleich aber enthält die Stelle in der „Kampagne“ die Absage an den trassen Materialismus, wie ihn etwa Holbachs 1770 erschienenen „Système de la nature“ vertrat. Dieses Werk verwirft Goethe im ersten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ aufs entschiedenste und nennt es grau, kimmerisch, totenhaft, vor dem er wie vor einem Gespenst schauderte. Seine Weltansicht stellte, wie es Falk einmal aussprach, die Natur und ihren Urheber nicht nebeneinander, sondern denkt sie in seliger Durchdringung von Ewigkeit zu Ewigkeit als Eins im Wesen. So war für ihn Naturwissenschaft im Grunde die Erforschung der Natur und Welt regierenden Prinzipien. Und vor allem suchte er hinter die Gesetze der Erscheinungen zu kommen. In allen Bildungen der Natur sah er einen idealen Typus, dem sie nachstrebte, eine Urform, die dem Gewordenen gleichsam als zu erstrebendes Ziel vorschwebte. Diesem idealen Urtypus hat sich das Wirkliche freilich nur mehr oder weniger genähert, ohne ihn erreicht zu haben. So war für Goethe der Begriff der Ordnung und Gesetzmäßigkeit der oberste. Ebenso heilig war ihm derjenige der Harmonie. Überall in der Natur und der Welt sah er die Einheit des Mannigfaltigen und die Übereinstimmung des Zwiespältigen. Ordnung und Symmetrie, war seine Ansicht, beherrschen das Universum mit unbeirrbarer Gesetzmäßigkeit. Sie war ihm das Göttliche. Nach seiner Art begnügte er sich jedoch nicht mit den bloßen Ideen, sondern suchte ihre Wirksamkeit in den einzelnen Zweigen der Wissenschaft zu erkennen. Diese Bemühungen führten ihn zu seinen Entdeckungen, wie derjenigen des Gesetzes von der Metamorphose der Pflanzen, des Zwischenkieferknochens beim Menschen, zu der Theorie, wonach der Schädel eine fortgebildete Wirbelsäule ist, und anderen Nachweisen, auf die hier nicht eingegangen werden kann.

Man sieht den Fortschritt der Entwicklung, wenn man von hier aus auf Fausts Glaubensbekenntnis zurückblickt. Dort ein allgemeiner, unbestimmter, gefühlmäßiger Hymnus auf das All, ein mehr poetisch empfundenener als wissen-

schaftlich durchdachter Hylozoismus. Hier ein tiefes Eindringen in die die Gesamtheit der Natur durchwaltenden Prinzipien, eine bis zu positiven Ergebnissen vorgedrungene wissenschaftliche Erkenntnis. Die Sehnsucht, die der jugendliche, von titanenhaftem Wissensdrang erfüllte Dichter seinem Faust als schmerzliche Gabe verleiht:

Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau alle Wirkungskraft und Samen
Und tu nicht mehr in Worten kramen,

sie war in einem an Glück und Mühen gleich reichen Dasein auf wunderbare Weise befriedigt.

In Goethes Denken trennen sich jedoch Natur und Welt nicht. Wie er jener in die tiefe Brust schaute, so war sein durchdringender Blick auch auf das Treiben der Welt und des Lebens gerichtet. Sie zu betrachten veranlaßte ihn schon sein Dichterberuf. Aber seine gewaltige Persönlichkeit drängte es überhaupt, die ganze Weite und Tiefe der Wirklichkeit zu erkunden. So hat er denn auch das Menschenleben beobachtet und studiert, ging ihm auf den Grund und suchte seine Gesetze zu ermitteln. Notwendig zog er aus seinen Beobachtungen Schlüsse auf das Verhalten der Menschen zueinander und gelangte zu den Voraussetzungen und Vorbedingungen des Zusammenlebens der Erdenbewohner. Mit einem Worte: auch der ethischen Seite der Religion galt sein Nachdenken. Und auch hier gewann er einen eigentümlichen Standpunkt, den er in vielen seiner Dichtungen zur Geltung brachte. Oberster Grundsatz war ihm Befreiung durch Selbstüberwindung, durch Selbstbegrenzung.

Denn alle Kraft drängt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort.
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Neben der Entsagung, über deren Bedeutung für das Leben und ihre rettende Kraft wir viele tiefe Äußerungen Goethes besitzen, ist für ihn die sittliche Tatkraft eine unerläßliche Notwendigkeit unserer Existenz. Sie äußert sich in der strengen Pflichterfüllung, die jedem innerhalb seiner Sphäre das Leben ermöglicht und verschönt. Ihre Macht ist so groß, daß sie auch die Schuld und das Vergehen tilgt. Diesen Gedanken hat Goethe zur Grundlage mehrerer Dichtungen gemacht. In der „Iphigenie“ wird Orest von der auf ihm lastenden, unbewußt begangenen Schuld durch den heilenden Einfluß der reinen, edlen Schwester und durch das Verlangen nach neuem, tatkräftigem Leben ohne Eingreifen der Götter befreit.

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Auch die Idee des „Faust“ wurzelt in dieser so leicht ausgesprochenen, im Leben aber so schwer durchzuführenden Anschauung.

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen.
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Diese lichte, humane Auffassung des Erlösungsbegriffes ist in der innersten Natur Goethes begründet und ruht zugleich auf der tiefsten Kenntnis des Menschen und des Lebens. Sie hat nicht etwa, wie es scheinen könnte, eine laze Auffassung der Moral zur Voraussetzung. Goethe betrachtete die Welt und das All so objektiv und mit einem so heiteren Optimismus, daß ihm das Böse und Schlechte als ein notwendiger Bestandteil unserer Existenz erschien. Die Welt als solche kann zu ihrem Dasein und ihrer Entwicklung der Gegensätze nicht entbehren. Wie zur Bekundung des Lichtes das Dunkel und der Schatten gehören, so erfordern das Hervortreten und die Würdigung des Guten die Existenz des Schlechten und Niedrigen. Dazu gibt wieder der „Faust“ den Kommentar. Hier nennt sich Mephisto selbst einen Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Und noch am Schluß des Dramas, als Faust der Erlösung nahe ist, nennt der Dichter ihn eine geeinte Zwiennatur, d. h. ein aus Gutem und Bösem zusammengesetztes Wesen, dessen Elemente untrennbar vereinigt sind. In Prosa ausgedrückt heißt es: der Mensch muß zugleich gut und böse sein. Wenn nun aber auch die Welt des Schlechten nicht entraten kann, so soll der Mensch doch nicht die Ehrfurcht vor sich selbst verlieren. Er darf sich für das Beste halten. So wird man es verstehen, daß Goethe die Lehre vom radikalen Bösen in der menschlichen Natur zuwider war. Seine Meinung war, daß, wenn man genötigt sein sollte, dem Menschen eine Erbsünde zuzuschreiben, man auch Veranlassung hätte, ihm eine Erbtugend, eine angeborene Güte, Rechtlichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugestehen (Weimarer Ausgabe I Bd. 41, 2 S. 133). In einem seiner tiefstinnigsten und künstlerisch vollendetsten Gedichte, in der Ballade „Parias“, hat diese Auffassung vom Bösen oder Häßlichen und Niedrigen einen ebenso kühnen wie erhabenen Ausdruck gefunden.

Sie stellt dar, wie die reine Frau eines Brahmanen unschuldig schuldig wird, den Tod erleidet und wieder ins Dasein zurückgerufen wird. Bei dieser Wiederbelebung wird ihr Haupt dem Rumpfe einer Verbrecherin angefügt, so daß ein seltsames Mischgebild entsteht. Dieses aus Hoheit und Niedrigkeit, aus Reinheit und Schmutz gebildete Doppelwesen aber wird zur Göttin erhoben und zur Beschützerin der Parias gemacht. Diese Wendung gab erst Goethe dem ursprünglich parteiischen, häßlichen Mythos, der lediglich geschaffen war, um die Klasse der Parias verächtlich zu machen. In der ursprünglichen Erzählung ist die von dem Gatten getötete Frau Göttin und Beherrscherin der Elemente.

Menschlicher kann die Religion nicht gefaßt werden. Gerade die Mischung des Erhabenen mit dem Niedrigen, des Edlen mit dem Unedlen macht die zur Schutzherrin erhobene Brahmanin zur geeigneten Mittlerin zwischen dem höchsten Gott und den Menschen.

In den „Wanderjahren“ (im ersten Kapitel des zweiten Buches, erschienen 1821) nennt Goethe das tätige Mitgefühl mit den Niedrigen, das Bestreben, auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen, er nennt diese humane Gesinnung die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist. Sie ist eine Errungenschaft der christlichen Religion, und diese Tat des Christentums steht er nicht an mit hohen Worten zu preisen. Ein Letztes nennt er diese Sinnesart, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Mit dieser Anerkennung des ethischen Gehaltes der christlichen Religion und ihrer gewaltigen Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit hat Goethe jene herben Ausfälle gegen die Formen des Glaubens, von denen vorher die Rede war, reichlich gefühnt.

Den Stoff der Ballade „Paria“ hatte der Dichter vierzig Jahre mit sich herumgetragen, ehe er ihm, ein Greis von fünfundsiebzig Jahren, seine letzte künstlerische Form gab. Aber schon im Jahre 1783 projizierte er mit ähnlicher Kühnheit das Menschliche in die Götterwelt. In der damals entstandenen Ode „Das Göttliche“ dichtete er:

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Täten im großen,
Was der Beste im kleinen
Tut oder möchte.

Sein (d. h. des Menschen) Beispiel lehr' uns
Jene (d. h. die Götter) glauben.

Diese Idee der Erlösung und diese humane Auffassung des Bösen als eines natürlichen Ferments des Lebens setzt einen Grad der Nachsicht voraus, wie sie nur die alles verstehende und alles verzeihende Liebe gewähren kann. Auch sie war für Goethe ein unentbehrliches Element des Religiösen und Göttlichen. In einen Hymnus auf diese reine, ewige, allwaltende Liebe klingt die ganze Faustdichtung aus.

So ist es die allmächtige Liebe,
Die alles bildet, alles hegt.

Nur ewigen Liebens Offenbarung entfaltet zur Seligkeit. Die ewige Liebe nur vermag aus der geeinten Zwienatur des Sterblichen das Element des Unvollkommenen, des Sündhaften zu scheiden.

Wie konsequent bei allem Wandel seiner Individualität entwickelte sich doch Goethe! Als vierundzwanzigjähriger Jüngling stellt er in einer theologischen

Schrift die ewige Liebe als den großen Mittelpunkt des Glaubens hin und spricht den Satz aus: „Gott und Liebe sind Synonyma.“ Und der achtzigjährige Greis gibt diesem Wort den höchsten poetischen Ausdruck in dem Mysterium von der Erlösung des Menschen! —

Dies ungefähr wäre über Goethes Religion zu sagen. Das Thema, das zu den schwierigsten und kompliziertesten Problemen gehört, die uns die Persönlichkeit des Dichters stellt, konnte nur in großen Zügen behandelt werden. Vieles, wie seine höchst eigentümliche Auffassung des Unsterblichkeitsgedankens, die bei ihm weiter nichts ist als eine konsequente Ausbildung seiner Theorie von der Metamorphose alles Seins, mußte übergangen werden. Dies konnte um so eher geschehen, als sie jedes religiösen Reizgeschmacks entbehrt und einen lediglich philosophisch-naturwissenschaftlichen Charakter trägt. Manche scheinbaren Widersprüche mußten unerörtert bleiben. Eines aber sei zum Schlusse gedacht.

Man hört oft zum Beweise des dogmentreuen Glaubens Goethes anführen, daß er in seinen Dichtungen mehrfach die biblische Überlieferung oder Formen des christlichen Kultus verwendet. Faust wird vom Selbstmord durch den Klang der Osterglocken zurückgehalten und den Gesang der Jünger am Grabe Christi. Gretchens Seelenpein vernehmen wir im Dom bei der Totenmesse unter Orgelklang und den Tönen eines mittelalterlichen Kirchenliedes. Und am Schluß des Dramas wird Faust gar unter der Fürbitte heiliger Väter und anderer Gestalten der christlichen Legende von der mater dolorosa in den Himmel geleitet. Aber das ist nicht Religion. Das ist Mythologie. Goethe hat sich nie geschämt, religiöse Formen und Symbole als Gleichnisse für das Unfassbare und Unbeschreibliche, das heißt als poetische Behälter zu verwenden. Er hat in derselben Weise von der griechischen Mythologie Gebrauch gemacht. Wäre man berechtigt, daraus auf seinen persönlichen Glauben zu schließen, so könnte man im Hinblick auf den „Prometheus“ und die „Pandora“ ihn auch zum gläubigen Anhänger der antiken Götterlehre machen. Er schreibt selbst einmal an Fritz Jacobi (6. Januar 1813): „Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben. Als Künstler und Dichter bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt.“ — Wir halten uns daran, daß Goethe den hundertjährigen Faust, der das Zauberwesen überwunden hat und von allem Geisterstaub geläutert der reinen Menschlichkeit teilhaft geworden ist, ausrufen läßt:

Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
 Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
 Er stehe fest und sehe hier sich um.
 Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
 Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen?
 Was er erkennt, läßt sich ergreifen.

Alles Anthropomorphische des Göttlichen lag Goethe fern. Genau ein Jahr vor seinem Tode schrieb er seinem Freunde Boissierée: „Des religiösen Gefühls wird sich kein Mensch erwehren. Dabei aber ist es ihm unmöglich, solches in sich allein zu verarbeiten. Deswegen sucht er oder macht sich Proselyten. Das letztere ist meine Art nicht. Das erstere hab' ich treulich durchgeführt und von Erschaffung der Welt an keine Konfession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun erfahr' ich aber in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypsistariier, welche, zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärten: das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntnis käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren und, insofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältnis stehen müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter her ein frohes Licht. Denn ich fühlte, daß ich zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistariier zu qualifizieren.“

Die Hypsistariier waren eine um die Wende des dritten und vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt in Kappadozien verbreitete Sekte. Sie nahmen das Dasein eines höchsten Wesens an, ohne es jedoch als Vater oder Schöpfer der Welt zu betrachten.

Also: das Beste, Vollkommenste zu schätzen, zu bewundern, zu verehren und anzubeten — das war Goethes Religion.



Gläubigerbenachteiligung und Privatbeamte

Von Kammergerichtsrat Dr. Boethke-Berlin



Die Klagen über die Rechtspflege wollen nicht verstummen. Schon viel ist über die Gründe der Unzufriedenheit und die Mittel zu ihrer Beseitigung gesprochen und geschrieben worden, und der Gesetzgeber sowohl als auch die Gerichte arbeiten unablässig daran, die Klagen zu vermindern. Ein Teil der Klagen ist aber in der Natur der Sache und in den, einstweilen unabänderlichen, sozialen Verhältnissen begründet. Wer einen Prozeß verliert, wird sicher seinen Richter nicht loben; wer den Prozeß gewinnt, ist häufig ebenfalls nicht zufrieden, weil er meint, daß das Gericht ihm schneller und weniger umständlich sein „klares“ Recht hätte gewähren können, in vielen Fällen aber auch deshalb, weil er das Urteil nicht vollstrecken kann und obendrein noch seinen Rechtsanwalt und einen Teil der Gerichtskosten bezahlen muß. Der in der Unzufriedenheit über das Gerichtskostenwesen liegende Zündstoff ließe sich durch eine Gesetzesänderung leicht beseitigen. Anders verhält es sich mit den Klagen, die sich auf die Unmöglichkeit der Vollstreckung beziehen. Hier kann in den meisten Fällen weder der Gesetzgeber noch das Gericht helfen. Denn die Vollstreckungsschwierigkeit hat oft in der sozialen Lage des Schuldners ihren Grund, nicht selten aber auch in dessen Bestreben, dem Gläubiger widerrechtlich die Mittel